

Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 27 (1937)

Artikel: Jagd und Jäger
Autor: Schneebeili, W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947781>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jagd und Jäger

Don W. Schneebeli

MIT ILLUSTRATIONEN DES VERFASSERS

Man sagt, dass sich Jägerblut vererbe, und es muss wohl etwas daran wahr sein, denn ich erinnere mich an ein Erlebnis im Hause meines Grossvaters, das mir heute noch in wacher Vorstellung geblieben ist.

Als sechs- bis achtjähriger Bub war ich dort einmal zu Besuch. Da fesselten mich ganz besonders die lange Vorderladerflinte, das Pulver- und Schrothorn, die gleichsam als Symbole der Jagd an der braungetäfelten Wand hingen. Es hat ja jeder gesunde Knabe für alles, was Feuer speit, kracht und raucht, Freude, aber mich interessierte die Waffe besonders, weil ich hinter ihr etwas Geheimnisvolles ahnte. Nichts, in der mit vielerlei Kuriositäten angefüllten Stube, lockte mich mehr, als gerade diese alte Büchse. Wenn mich dann der schon bejahrte Mann auf die Knie nahm, und mit leuchtenden Augen und lebhaftem Gebärden spiel von seinen Jagd-erlebnissen erzählte, wobei mir ganz besonders die Begegnung mit einem Wildschwein gefiel, dann erschien mir mein Grossvater als der mächtigste Held, und der Eber wuchs in meiner Phantasie zu einem Elefanten. Kein Märchenbuch hätte mein Interesse mehr wecken können, als gerade diese Geschichte, und wenn sie mein guter Grossvater auch dutzende Male erzählen musste und es immer mit derselben Lebhaftigkeit tat: nie verlor sie an Reiz für mich. Aber den Höhepunkt erreichte meine Freude dann, wenn er gemessen und sorgfältig, als wäre sie aus Glas, die Flinte von der Wand hob, sie andächtig mit Schwarzpulver lud und dann taktmässig mit dem Ladestock den Papierpfropfen oben aufsetzte. Jede seiner Bewegungen verfolgte ich mit Sperberaugen, und wenn er dann zuletzt auf das Zündkamin ein glänzendes Käpselchen setzte, dann klopfte mein junges Herz vor Erregung. Selbender gingen wir hinter die Scheune. Hier, unter dem Nussbaum, schlug der Grossvater die Flinte an, warf noch einen ermutigenden Blick auf mich, dann krachte es furchtbar, und dicker Rauch hüllte den Schützen ein. So musste es wohl gedonnert haben, als mein Grossvater dem Wildschwein gegenüberstand. Wie habe ich dann allemal den grossen Mann angestaunt! Als er mir einst liebkosend über den Kopf strich und mir in prophetischer Voraussage verkündete, dass sicherlich in mir ein Jäger stecke, da war ich stolz und sah mich in meiner Phantasie schon im Kampf mit allerlei gefährlichen Tieren, wobei ich natürlich stets als Sieger hervorging.

Und noch ein anderes Erlebnis ist für meine Freude zur Jagd bestimmend geworden. Früh schon hat es mir der Wald angetan. Unser elterliches Haus stand ja in der Nähe eines grösseren Forstes, und da zu jener Zeit ausser Schlitteln und Schlittschuhfahren kein Sport bekannt war, so lag nichts näher, als dass wir Buben eben im Walde unsere überschüssige Kraft entfalteten. Das war der herrlichste Tummel- und Turnplatz. Man kletterte, schwang sich an Aesten herum, schnitzte Bogen und Pfeile, suchte nach allerlei Vogelnestern, beobachtete den Sperber am Horst. Der Igel war eine gewöhnliche Erscheinung. Beim Fuchsbau sahen wir den Spielen der jungen Füchse zu. Unerschöpflich war



Alter Jäger von dazumal

für uns der Wald. Was ich dazumal in mein junges Herz und Hirn an Naturbeobachtungen aufgenommen habe, ist mir zum bleibenden Schatz geworden.

Also, an einem Sonntag war es, an einem jener milden Herbsttage, wo durch aufblauende Nebel eine freundlich rötliche Sonne über bunt gefärbte Wälder scheint. Dieser allzu verlockenden Stimmung erlag ich. Zwar

hatte ich dabei kein gutes Gewissen; denn ich hatte die Kinderlehre zu besuchen, und meine Eltern hielten streng darauf. Aber der Kampf zwischen Gut und Böse war kurz. Das Spruchbüchlein mit den vielen moralisierenden Verschen und das Singbuch mit den Noten, die ich doch nicht kannte, verbarg ich zwischen den Steinen eines morschen Mauerleins. So befreit von allem Ballast, das Gewissen hinter mir lassend, stand ich schon im Wald, der dazumal meine ganze, kleine Welt bedeutete und mein schönstes Traumland war. Es rauschte



Sich sonnender Fuchs

unter meinen Füßen das trockene Fallaub, es roch nach harzigen Tannennadeln, Moos und Farnkraut. Es schrie der bunte Häher in der fruchtbehangenen Eiche, Eichhörnchen flitzten in den Kronen der dunkeln Tannen, und glänzende Brombeeren guckten wie schwarze Augen durch das Blättermosaik des Bodens. Meine Phantasie war angeregt, und mir war, als müsste ich ein Abenteuer erleben. Und so kam es auch. Denn, wie ich so in Gedanken versunken fürbass ging, vernahm ich aus nächster Nähe die leisen Töne einer Mundharmonika. Erst eine choralartige, kirchliche Weise, schleppend, fast traurig, dann mählich in rascheres Tempo übergehend, um zuletzt in einem fröhlichen Appenzellerländler zu endigen. Das war überaus lustig, und ich pirschte mich leise an den geheimnisvollen Musikanten heran. Es konnte ja nur ein guter Mensch sein, der zu so früher Morgenstunde und in dieser Umgebung seinem Herzen Luft und Ausdruck gab. Da hockte der Musiker auf einem moosigen Baumstrunk, ein etwas verwettertes, grünes Hütchen auf dem ergrauten Haupt und um den Hals ein rotes Schnupftuch geschlungen. Mit Kopf und Ellbogen schlug er den Takt zu seinen absonderlichen Melodien, was dem Bilde ein komisches Aussehen gab. Aus Versehen knackte ein Aestchen unter meinen Füßen. Die Musik

brach plötzlich ab, doch statt eines vorwurfsvollen Blicks, sahen mich unter buschigen, weissen Brauen, zwei freundliche, graue Augen lächelnd und fast verschämt an. Es ist verwunderlich, was ein solch treuherziger, offener Blick vermag, und oft mehr als es Worte im Stande sind, finden sich auf diesem Weg zwei Menschen zusammen. Also setzte ich mich neben den Alten, der mich dazu einlud und horchte den musikalischen Schrullen und Spässen, die mir dazumal überaus gefielen. Ich schien ihm offenbar ein dankbarer Hörer zu sein; denn der Alte kam immer mehr in Stimmung, ja jetzt erhob er sich, spielte einen Ländler auf, tanzte und jauchzte dazu wie ein Junge, bis ihm der Schnauf Mühe machte. Nun setzte er sich wieder neben mich auf den Baumstrunk. Das Konzert war zu Ende und gemütlich führte sich der Musikant aus einer Birkenholzbüchse eine Prise zu Nase und Gemüt. Aus der Tiefe seiner Rocktasche holte er endlich die Porzellanpfeife hervor, stopfte sie recht behaglich mit grobem Strassburgertabak und wurde gesprächig. Doch sobald er gemerkt, dass ich die Kirche versäumt hatte, verzog sich sein Gesicht in ernste Falten; aber rasch fand er ein tröstliches Wort, das mir dazumal mehr Eindruck machte, als alle Verslein im Spruchbüchlein und namentlich jene Erzählungen von Christoph Schmid im Schullesebuch, an die ich nie so recht glauben mochte und die mich oft zu Widerspruch reizten. Mit ernster Miene und indem er den Zeigefinger, gleichsam zur Unterstützung seiner weisen Worte, an die Nase hielt, sagte er: «Der Liebgott ist überall und auch im Wald». Das gab mir zu denken, und wenn ich später irgendwo einen schönen Baum sah, in eine zarte Blume guckte, dem Sang eines Vogels lauschte oder ins Abendrot blickte, dann ahnte ich Gottes Liebe und Güte und seinen Gruss an uns Menschen. — Nun zogen wir selb-ander weiter. Am Rande einer mit herbstlich gefärbten Lärchen und Birken bestandenen und mit Adlerfarn überwucherten Waldwiese blieb der Alte plötzlich stehen, neigte den Kopf nach vorn und zeigte dann unverwandt auf einen dunkeln Fleck im Gezaus. Dort lagen, die grossen, schwarzen Augen auf uns gerichtet, zwei Rehe im Lager. Es waren die ersten, die ich je sah. Das Bild ist mir heute noch ganz klar im Sinn, und das Herz pochte mir vor Freude. Eine lange Weile betrachteten wir dies einzige Schauspiel, dann gingen wir still vorüber, um nicht die Sonntagsruhe der Tiere zu stören. Angeregt durch dieses Erlebnis, wurde der Alte lebhaft, und ich erkannte, dass mein Begleiter ein Jäger war. Nun war er für mich doppelt merkwürdig geworden, und ich hing an seinem Mund mehr, als es bei meinem Schullehrer der Fall war. Ich ergötzte mich an seinen jagdlichen Erzählungen, die er so lebendig und mit Humor gewürzt vortrug, als machte er sie in diesem Moment noch einmal mit. Unsere Freundschaft war geschlossen, und sie dauerte auch etliche Jahre. Im Verlaufe unserer Bekanntschaft hatte ich aber auch entdeckt, dass mein Nimrod nicht ganz frei von allerlei



Heimlichkeiten und Aberglauben war. So hatte er stets eine Kupfermünze in der linken Hosentasche, die ihm Glück auf der Jagd bringen sollte. Nie schritt er über einen Kreuzweg, denn solches Tun brachte Unglück. Nur — und da war er unter Jägern sicherlich eine Ausnahme — aus der Begegnung mit alten Frauen machte er sich nichts. «Denn», sagte er, «meine Alte kommt mir jeden Morgen zuerst in die Quere, und da müsste ich jeden Tag Pech haben.» Er verstand sich auch auf das Vertreiben von Warzen und Hühneraugen, und ich



Haken schlagender Hase

durfte mir etwas einbilden, als er mir seine Geheimmittel kund gab. Ob sie wirklich wirksam waren, habe ich nie erproben können. Seine jagdlichen Belehrungen habe ich dankbar in meine spätere Praxis hinüber genommen, und wenn auch seitdem vieles anders geworden ist, so hat er mir doch eines fest hinterlassen: Achtung und Liebe gegenüber Gottes Kreaturen. Das war das Vermächtnis meines lieben, alten Freundes. Dafür meinen Dank und den grünen Tannenbruch auf sein stilles Grab!

Als junger Bursche erwarb ich von einem meiner Mitschüler eine alte, rostige, einläufige Flinte für zwei Franken und versuchte zum ersten Mal mein Jagdglück, aber zunächst ohne Patent. Die lottrige Schrotspritze, die ich mangels Besserem mit gehacktem Draht geladen hatte, machte wohl viel Lärm und Rauch, hatte aber dabei eine grosse Streuung, sodass ich kaum etwas zur Strecke brachte. Dass mir nie ein Unfall zugestossen ist, habe ich meinem Schutzengel zuzuschreiben, denn der Schiessprügel dichtete so schlecht, dass ich nach jedem Schuss vom entweichenden Pulverdampf schwarz wie ein Kohlenbrenner wurde. Bei einer solchen Jagd-Exkursion erlebte ich ein schauerliches Abenteuer, das mir die Freude arg vergällte und mir lange Zeit zu

denken gab. Es war an einem Morgen zur Ferienzeit. Ich schlenderte, eigentlich gedankenlos, in einem Tobel herum, als plötzlich, ganz in meiner Nähe ein Schuss knallte. Gleich darauf hörte ich ein Reh laut klagen. Ich eilte hin, und da lag, mit zerschossenen Hinterläufen, eine Rehgeiss in ihrem Blut. Erhoben das schöne Köpfchen mit den tiefschwarzen Augen, aus denen Qual und Schmerz zu sprechen schienen, versuchte sie zu fliehen, aber immer fiel sie wieder ins Wundbett zurück. Es schnitt mir ins Herz, und ich musste mich wegwenden, so himmelschreiend war der Anblick. Da teilten sich die Büsche, und mir schien, als hätte ich noch nie in meinem Leben ein hässlicheres Raubtiergesicht geschaut, als das, welches sich jetzt lüsternd und mordgierig über die sichere Beute neigte. Es war der Mann, den wir schon als Kinder fürchteten, und dem wir später immer nur mit einer gewissen Scheu begegneten; denn man munkelte allerlei Ungeheuerlichkeiten von ihm, ja man sagte, dass er sogar hexen könne. Man kannte ihn nur unter dem Namen «Bartholomäus», wohl wegen seines ungepflegten, wilden, graugrünen Bartes, der wie eine schmutzige Flechte den Nasenlöchern zu entspringen schien. Noch lange zitterte das schauerliche Bild in mir nach, und lange Wochen hatte der Wald allen Reiz für mich verloren.

Es folgten die Studienjahre, die mich für den zukünftigen Beruf vorbereiten sollten, und da war meiner Jagdpassion eine Schranke gesetzt. Mehrere Jahre vergingen, bis ich endlich als Lehrer an eine Landschule kam. An einem freien Nachmittag im November stand ich wieder einmal im Wald. Martini-Sonnenstrahlen fluteten golden zwischen dunkeln Stämmen, über den Weg flatterten silberne Marienfäden, blauer Waldenzian blühte noch vereinzelt am Weg, und alles erinnerte mich an meine erste Jugend im heimatlichen Forst. Da riss mich plötzlich lautes Hundegebell aus meinen Gedanken. Kaum gedacht, kam auch schon ein Häschen auf mich zugehoppelt. In alter Gewohnheit schlug ich den Handstock an die Wange, als wäre es eine Flinte, denn der ehemalige Sünder steckte immer noch in mir. Unter der Weste klopfte mein Herz spürbar, und als kurz nachher ein Schuss fiel, und das Jagdhorn so fröhlich blies, da war's um mich geschehen. Diana hatte mich in ihre Arme geschlossen. Im Herbst des folgenden Jahres war ich patentierter Grünrock. Flinte, Weidtasche, Hund, ... sozusagen alles funkelneu. Also gewappnet wartete ich mit Ungeduld des Tages, da ich als Nimrod frei im Wald herumstreifen konnte. In traumschweren Nächten wimmelte es nur so von allerlei Gewild, so dass ich vom Gewicht der Beute fast erdrückt wurde und unter Aechzen und Stöhnen erwachte. Jeder junge Jäger trägt einen grossen Sack Optimismus mit sich, und wenn dann in der Folge manche Enttäuschung eintrifft, so lebt er dennoch von einem Tag zum andern in froher Hoffnung. Und wenn er abends müd und abgeschlagen, vielleicht gar nass bis auf die Knochen, nach Hause kommt, dann ist am

folgenden frühen Morgen wieder alle Mühsal vergessen, und wieder ist es die Hoffnung, die ihn zu neuen Taten ermuntert. Der Nichtjäger hat oft gar keine Ahnung wie schwer es ist, auch nur einen Hasen heimzubringen. Denn erstens muss einer im Revier sein, zweitens muss er dem Jäger vor die Flinte kommen und drittens — muss man ihn auch noch treffen. Wenn er dann beute-los abends müd nach Hause kehrt, so hat er obendrein den Spott und die schlechten Witze seiner schadenfrohen Mitmenschen zu tragen. Aber was tut's, er ist dennoch glücklich nach einem schönen Tag in Gottes freier Natur.

So verschieden die Tiere, so verschieden sind auch die Jagdarten, und oft wird dasselbe Wild je nach Umständen diesmal so, ein zweites Mal auf andere Weise zum Schuss gebracht. Der Jäger muss eben nicht bloss ein guter Schütze sein; die Hauptsache ist wohl, dass er die Lebensgewohnheiten seines Jagdtiers genau kennt. Solche Erfahrung erreicht man aber erst in langen, Zeit und Mühe erfordernden Jahren, und gar mancher, der sich zur grünen Gilde zählt, hat das Schönste am Weidwerk nie erleben dürfen: Gottes Werkstatt im Walde. Nicht das ist das begehrteste Ziel des braven Jägers, dass er möglichst viel Wild erlege, sondern das wird seinen Ehrenschild zieren, wenn er ein guter Heger und Pfleger seiner Tiere ist. Den höchsten Genuss wird er beim Beobachten und am Miterleben finden, und ich schätze und lobe meinen Freund, der beim Anblick eines schönen Rehbockes die Flinte ruhig am Rücken hängen lässt und erklärt: «Dass ich nicht schiesse, wo ich doch könnte, das ist

fackeln zünden die dichten Kronen der Buchen, golden prangen die Lärchen und Birken, und dazwischen stehen in ernster Würde die dunkeln Tannen. Stille ringsum, nur hin und wieder das leise Gezirpe ziehender Meisen. Das ist die Stimmung des Herbstwaldes am Morgen. Die Hunde an der Leine zittern vor Erregung; denn sie wissen, was bevorsteht. Jeder Nerv an ihnen ist Leidenschaft. Sie schnuppern mit beweglicher, feuchter Nase nach dem Wind und winseln beim leisesten Wildgeruch. Endlich oben, wo sich zwei Wege kreuzen,



Vorbeigeschossen



Angeschossener Fuchs vom Dachshund gestellt

meine schönste Genugtuung.» Wie anders war es doch unter der Patentjagd, wo der Grundsatz gäng und gäbe war: Schiesse ich nicht, so schiesst mein schussneidischer Nachbar.

Nun mag mich der Leser in den herbstlich gefärbten Wald zu frischfröhlichem Gejaid begleiten. Taufeuht sind Unterholz und weiches, dunkles Moos; wie Feuer-

werden sie losgeschnallt. Wie besessen vor Jagdgier stürzen sie sich ins Unterholz. Zehn Minuten vergehen, und nichts regt sich. Da horch! Drüben im Gereut jault einer der Hunde auf. Wieder tritt Ruhe ein. In Spannung hält der Jäger den Atem an; denn er weiss, die Hunde sind auf warmer Fährte. Wie ein gellender Juchschrei, hell und laut, tönt es jäh aus der Tiefe herauf: der Hase hat seine Sasse verlassen. Die Hunde sind hinter ihm her. In rasender Flucht flieht der Hase bergan. Jiff- jaff- jiff- jaff! In allen Tonarten, toll vom Jagdfieber, folgen die unermüdlichen Läufer. Aber der flinke Hase ist im Vorsprung. Doch unentwegt und sicher folgen ihm die Hunde. Er kann nicht zur Ruhe kommen, immerzu muss er fliehen. Die Jagd geht weiter, und nur ganz schwach hört man das Gebell aus weiter Ferne. Geduldig wartet der Jäger an seinem Stand am Kreuzweg. Jetzt ist der Laut der Hunde wieder vernehmlicher, die Jagd nähert sich dem Schützen. Endlich erscheint unten, auf einem der Wege, ein hellbrauner Punkt. Immer rückt er näher. Es ist der Hase. Der Jäger schlägt die Flinte an. Achtzig Schritt — sechzig Schritt — vierzig Schritt — — Päng! der Hase überrollt sich. Ein langer, voller Ton des Hifthorns schallt durch den Wald: Hase tot. Das war die Hasenjagd mit den bunten Niederlaufhunden, jenen kleinen

Gehilfen mit ausgesprochener Leidenschaft für das Weidwerk.

Den Fuchs hassen diese langohrigen Kerlchen ganz besonders. Wie die Teufel sind sie hinter ihm her, wenn sie den roten Freibeuter einmal aufgestöbert haben. Der aber drückt sich in Senkungen, nimmt Wasserläufe an, um seine Spur zu verdecken, und lässt sich im dichtesten Unterholz treiben, wo ihm keine Gefahr droht. Kennt der Jäger aber seine Gewohnheiten, dann wird auch der gerissenste Fuchs früher oder später die Beute



Kampf zwischen Hund und Dachs

des Weidmanns. Seine letzte Zuflucht ist gewöhnlich der Bau. Den nimmt er an, wenn ihm die Verfolger zu hart auf den Fersen sind. Das ist möglicherweise seine Rettung. Hier muss nun der langleibige, kurzbeinige Dachshund ans Werk und er versteht sein Amt aufs Beste; denn gerade zum Schließen hat ihm die Natur die niedrige Figur geschenkt. Dazu besitzt er Temperament und Mut wie kaum einer seines Geschlechts. Voller Zorn fährt der Kleine tollkühn in die Einfahrtsröhre, zwängt sich durch, wo der Gang zu eng ist, bis er endlich vor dem keckernden Fuchs liegt. Jetzt geht ein Heidenspektakel los. Waldmanns giftiges Gebell tönt aus der Tiefe herauf. Keiner der beiden Kämpfer will weichen. Der Teckel bellt sich in äusserste Wut und schnappt zu. Doch der Fuchs schnell ebenfalls vor und hackt mit seinen scharfen Zähnen dem tapfern Hündchen eine Schramme ins empfindliche Ohr. Um so gereizter ist jetzt der kleine Held. Da muss der Fuchs endlich weichen, und hinter ihm drückt in schärfster Folge der bissige Krummbeiner. Reineke ist's nicht mehr geheuer, er muss hinaus an die Luft. Blitzschnell fährt er hinaus — — Päng! spricht die Flinte. Aber nur einen leichten Kratzer hat er abgekriegt und ein wenig Wolle verloren, sonst ist er heil und gesund. Zum Abschied hebt er noch einmal seine weissblumige Lunte und verschwindet im dichtesten Unterholz auf Nimmerwiedersehn. Vor der Einfahrtsröhre erscheint, über und über mit Erde und Blut beschmiert, der tapfere Waldmann. Er weiss, was seinem Meister wieder einmal passiert ist. Es ist nicht das erste Mal, dass er

den Fuchs gefehlt hat. Einen vorwurfsvollen Blick wirft er dem Schützen zu, und der sagt mehr als Worte.

Am Waldhang, der mit Jungbuchen und Weisstannen bestanden ist, weiss ich einen Dachsbau, der Jahr für Jahr einen oder mehrere Mieter birgt. Ja, manchmal hat sich sogar ein Fuchs als Untermieter trotz Grimmbarts Protest dort eingemistet. Beide Parteien haben schlecht und recht nebeneinander gewohnt. Wo er es haben kann, bezieht der Fuchs die Wohnung, die der Dachs mit scharfen Krallen gebaut hat. In diesen Bau schließt gemächlich im Schein der ersten Morgenröte Meister Dachs. Auf seiner nächtlichen Runde hat er sich durch mancherlei Weide ein prallrundes Bäuchlein zugelegt und ist nun faul und müd geworden. Er legt sich im weichgepolsterten Kessel seiner Wohnung zur Tagesruhe nieder, knappert erst noch in seinem Fell nach blutsaugenden Zecken, und dann döst er endlich ein. Kaum eingeduselt, vernimmt er schwere Tritte über seiner Wohnung. Er horcht auf. Schon pustet und schnurrt etwas durch eine der Röhren. Der Dachs wittert Gefahr; denn es ist wieder jener verflixte, schwarze Krakeeler, der ihm im letzten Jahr soviel zu schaffen machte. Grimmbart ist kampfbereit, und wie der hitzige Waldi zu nah kommt, wischt er ihm eines über die Schnauze. Der Hund fährt zurück und wird vorsichtig. Er hält sich in gemessener Entfernung. Aber umso giftiger ist nun das Gebell des Kleinen; denn er weiss, dass über dem Boden ihm sein Meister zu Hilfe kommen wird. Dem Dachs wird der Lärm und das Gekeif seines Widersachers zu dumm. Mit seinen langen, scharfen Krallen schaufelt er zwischen sich und seinem Verfolger eine Erdmauer. Ueber ihm aber vernimmt er immer deutlicher Schlag auf Schlag; denn von oben her gräbt der Jäger mit einem Gehülfen nach ihm. Armer Grimmbart, dein Ende naht! Zu gegebener Zeit wird deine Schwarte am Kummert eines Müllerrosses hangen und dein reichliches, helles Fett als Brandsalbe in der Apotheke zu kaufen sein.

Auch das Reh wird im Herbst vor den jagenden Hunden erlegt, aber interessanter ist im Sommer die Blattjagd. Der Name «Blattjagd» rührt daher, weil der Jäger mit einem Buchenblatt den Fiepton (Lockton) der liebebedürftigen Geiss nachahmt.

Hochsommer ist es. Still und verträumt im Zauber des warmen Augustabends liegt die Waldwiese. In purpurner Pracht blühen dort rote Weidenröschen und dazwischen die gelben Dolden des Kreuzkrautes. Es duftet nach Majoran, Thymian und wilder Minze. Im Sauerdorn zirpt die nächtliche Zikade. Aus dem Walde, der wie eine dunkle Mauer die Rodung umschliesst, tönt leise, zart und süß der Fiepton einer verliebten Geiss. Nochmals und wieder und jetzt gar zu begehrt breitet sich der verlockende Ton über die Lichtung. Und da — wie aus dem Boden gezaubert — steht er: der rote Bock mit dem kapitalen Aufsatz, das Bild ungebändigter Jugendkraft. Den Hals steil aufgerichtet, schaut er kühn und stolz umher: Wo ist sie, die meiner so sehnlichst

begehrt? Piäh — piäh! lockt es wieder von drüben. Liebestoll stürzt der Bock vorwärts in der Richtung des verführerischen Tones. Plötzlich stoppt er. Ein verdächtiger Windzug ist ihm in die Nase geraten. Er verhofft und zittert am ganzen Leib; denn es riecht nach Mensch. Er zaudert einen Moment vor Schrecken. — Pumm! — zu spät — die Weidenröschen neigen sich über den Gefallenen. Es war der Jäger, der mit dem Buchenblatt die süßen Töne zauberte. In Minnehoffnung hat der Bock sterben müssen. Am Winterabend, im Scheine der Lampe, betrachtet der Weidmann die herrliche Trophäe und gedenkt dabei jenes Sommerabends auf der Waldwiese mit den roten Weidenröschen und den gelben Dolden des Kreuzkrautes, und ein zufriedenes Lächeln gleitet über sein gefurchtes Gesicht. Er ist glücklich.

Eine der reizvollsten Jagden auf Rehwild ist die Pirschjagd. Dazu ist der frühe Morgen die beste Zeit. Noch ehe der Himmel sich rötet, begibt sich der Jäger auf den Ansitz, das ist die Stelle, wo er gedeckt durch Gesträuch und doch mit guter Sicht, die Lichtung übersehen kann. Kein Tritt darf gemacht werden, ohne genau darauf zu achten, wohin man seinen Fuss setzt. Das Knacken eines dünnen Aestchens, das unter dem schweren Schuh bricht, genügt, um das scheue Wild zu verschrecken. Und die Waldvögel sind die Verbündeten



Rehjad mit dem Niederlaufhund

des Rehes. Die Elster, die den Jäger dahinschleichen sieht, der geschwätzige Häher, der bei allem und jedem, das nicht seinesgleichen ist, einen Höllenspektakel verführt, und selbst die Drossel und der kleine Zaunkönig erheben sofort ihre Warnstimme. Jedes andere Tier versteht den Ruf, vielleicht am ehesten der Bock, der schon

seine Erfahrungen gemacht hat. Zwar weiss das Wild noch nicht, ob er dem schleichenden Fuchs gilt, den der wachsame Vogel im Dickicht entdeckt hat, oder dem Jäger, der ihm Verderben bringt. Aber sicher ist sicher, und so trollt es ohne langes Besinnen von der Wiese weg in den schützenden Wald. Da muss der Jäger oft lange regungslos ausharren; denn unverwandt äugt und windet das Reh von seinem Versteck aus nach der verdächtigen Stelle. Endlich, nach einer langen, fast nicht zu erlebenden halben Stunde, hat sich das Wild



Sichernder Bock

etwas beruhigt, doch immer noch vorsichtig und zögernd tritt es zum Aesungsplatz hinaus. Nach jedem Bissen hebt es den schönen Kopf, die beweglichen Ohren nach vorn gerichtet. Da flattert der Wind, der bis dahin vom Wild hergeweht hatte, um. Plötzlich hebt eine alte, erfahrene Geiss das Haupt und trottet unruhig hin und her. Die ganze Gesellschaft wird von dieser Unruhe angesteckt und hält mit Aesen inne. Das Alttier schreckt (Angstlaut, dem Bellen eines heisern Hundes ähnlich), und jetzt stiebt das ganze Rudel, voran der Bock, dem bergenden Wald zu. Mit ihrem feinen Witterungsvermögen haben sie ihren Todfeind erkannt. Für heute und vielleicht für mehrere Morgen ist ein weiteres Passen vergeblich. Das wird aber den braven Jäger nicht verdriessen; denn umso grösser ist die Freude an der Trophäe, je mehr sie Mühe und Geduld gebraucht hat. Aber noch ein Moment edelster Freude bietet die Pirschjagd, auch dann, wenn sie nicht zum Ziele führte. Denn das ist eben die Stunde, die einem wie keine andere, ins Buch der Natur blicken lässt. Vertraut äsen die Rehe in Begleitung ihrer spiellustigen Jungen, dort lauert der Fuchs auf wühlende Mäuse, hier knabbert ein Hase an fetten Kräutern, und wenn

man Glück hat, kann man etwa Grimmbart mit seinen Nachkommen beobachten, wie er mit den Jungen spielt und dazu seine kleinbärlichen Mätzchen macht. Wer gäbe da nicht gern das warme Bett hin für einen solch genussreichen Morgen?

Im Rheintal ist einer jener schönen, milden Herbsttage angebrochen, wo ein leichter, duftiger Nebel die weite Ebene bedeckt, der aber mit der steigenden Sonne in sattestes Blau zerfließen wird. Brache Feldstücke, abwechselnd mit üppigen Maisäckern und tiefgrünen



Pirschjagd auf den Rehbock

Kleewiesen, dazwischen malerische Baumgruppen — alles umrahmt von blauen Bergzügen: das ist unser liebliches Tal. Und zu dieser bildhaft schönen Landschaft gehört im Herbst auch der Jäger. Dort wandert er dahin. Vor ihm sucht mit vorgehaltenem Kopf und mit geweiteten Nüstern den Wind fangend, der weiss- und braungescheckte Hühnerhund. Auf und ab, hin und her geht die Suche. Da auf einmal steht der Hund still und hebt den einen Vorderfuss hoch. Mit vorgestrecktem Kopf starrt er unverwandt auf eine gewisse Stelle im Kleacker. Er ist ein Bild, wie aus Erz gegossen. In der Blickrichtung des klugen Gehilfen hat sich eine Kette Rebhühner niedergetan. Aber schon recken sie die Hälse; denn sie haben ihren Feind gleich erkannt. Kr-kr! Der führende Hahn gibt das Zeichen zur Flucht und brr-brr, stiebt das ganze Trüpplein rasch und flach übers Feld dahin.

Es war zu weit für die Wirkung des Schrottes. Etwas verärgert senkt der Jäger die Flinte; denn überdies haben sich die Hühner hinter der Reviergrenze niedergelassen. Die Suche geht weiter, einem moorigen Wasserlauf entlang. Hier duftet es nach Dost, Schilf und Minze, vermischt mit dem sonderlichen Geruch brackigen Schlammwassers. Vereinzelt pfeilen verspätete Wasserjungfern über die Halme. Auf einer Sandbank dösen einige Blässhühner und sonnen sich grüne Frösche. Tief drin, wo der Rohrkolben seine braunen Keulen erhebt

gründeln einige Stockenten nach fetten Würmern. Einer der Erpel schnattert vor Lebenslust, und gleich fällt die ganze Gesellschaft in den Chor ein. Der Jäger stutzt: wie Musik klingen ihm diese Töne in den Ohren, und auch sein Hund reckt den Kopf; denn er weiss, dass es wieder zu arbeiten gibt. Soviel der Weidmann seine Augen anstrengt, er vermag die heimlichen Schnatterer nicht zu entdecken. Da muss der kluge Hund zu Hilfe kommen. Auf Befehl stürzt er sich ins Wasser, und jetzt flatterts und schnatterts im Röhricht, und auch die verängstigten Blässhühner stimmen mit in den Lärm. Das ganze Moor ist lebendig geworden. Die Enten, vom Hund überrascht, steigen über den Schilf empor und — Päng-päng! donnert die Flinte. Zu Tode getroffen stürzt ein Erpel zurück ins Wasser. Mit dem Knall weiss der kluge Gehilfe, was er zu tun hat. Seine feine Nase führt ihn zur toten Ente, er packt sie mit den Zähnen und, bewusst seines hohen Amtes, legt er sie unversehrt seinem Meister vor die Füsse. Dann schüttelt er sein nasses, von grünen Algen verschmiertes Kleid und ist wieder bereit, seinem Herrn weiter zu dienen.

Der schönste Anstand, der so recht die Poesie des Jägerlebens in sich schliesst, ist der auf die Waldschnepfe. An milden, warmen Märzabenden, wenn die Luft ruhig ist, kündigt sich die Schnepfe durch ein ziemlich lautes Quarren an. Dazwischen vernimmt man einen scharfen, heiser klingenden Pfiff, der sich etwa mit «Püitz, Püitz» wiedergeben lässt. Der Jäger setzt sich an einer nassen, sumpfigen Stelle des Waldes an, möglichst so, dass er von Gesträuch gedeckt, gute Übersicht hat; denn der überaus scharfsichtige Vogel schlägt blitzschnell einen Haken, sobald er des Jägers ansichtig wird. Wenn die Schnepfe laut und in ruhigem Flug daher gezogen kommt, ist der Schuss leicht anzubringen, wenn sie aber stumm und pfeilschnell, wie geschossen herfliegt, dann wird auch der geschickteste Jäger gar oft daneben pfeffern. Darin liegt eben der grosse Reiz dieser Jagd, dass nicht jeder Schiesser die braune Waldfee herunter zu holen vermag; denn es braucht eine lange Uebung, ein gutes Auge und eine flinke Hand, um in ihren Besitz zu kommen.

So abwechslungsreich ist die Jagd. Freilich birgt sie auch ungemütliche Stunden, wenn man von morgens früh bis zur sinkenden Nacht bei flutschigem Schneetreiben, ohne auch nur ein Wild aufzustöbern, dazu nass bis auf die Knochen, einen weiten Heimweg vor sich hat. Aber, wenn man wieder zu Hause in trockenen Kleidern steckt, mit wundervollem Appetit das Abendmahl eingenommen hat, sich wohligh im Lehnstuhl reckelt, dann ist alle Mühsal vergessen, und schon wieder sinnt man neuen Plänen nach.

Kaum einen schönern Moment gibt es, als wenn sich die Jäger zum Mittagmahl im moosigen Waldgrund niederlassen. Ein prasselndes Feuer lodert hell auf. In der Glut schmoren in ihrem Saft die mitgebrachten Würste, oder es duftet der Zigeunerbraten am Spiesse. An den Aesten der nächsten Bäume hängt, gleichsam

als Dekoration, die Beute. Mit schnüffelnden Nasen drängeln sich die Hunde um die Jägerschaft. Ein allgemeines fröhliches Treiben und Geplauder beginnt. Ein jeder erzählt die soeben erlebten Episoden, und gar manchmal mischt sich eine kleine Prise Jägerlatein in die angeregte Diskussion. Hier nur zwei Beispiele: Da erzählt einer seinen Jagdkollegen, dass er einmal im Ausland zu einer Jagd geladen war, wo es so viele Hasen gab, dass sie ihn beinahe umrannten. «Denken Sie sich, meine Herren, in siebenundzwanzig Minuten erlegte ich über hundert Hasen und wohl ein Dutzend Füchse.» «Donnerwetter, wie konnten Sie denn mit Laden fertig werden?» fragt einer der Anwesenden. «Ach was! Zum Laden hatte ich gar keine Zeit! Wo denken Sie hin, bei diesem Andrang von Wild. Da hat man knapp Zeit zum Schiessen!»

Ein Jäger berichtet, dass er einmal binnen zwei Stunden 99 Hasen geschossen habe. «Warum sagen Sie nicht gleich hundert?» fragt ihn einer der Zuhörer. «Glauben Sie, dass ich wegen eines Hasen ein Lügner werden will?»



Jagd auf Rebhühner mit dem Vorstehhund

Unter Gelächter und witzigen Worten wird jeder Fehlschuss besprochen und jedes jagdliche Vergehen kritisiert. Dem Laien, der da zuhören könnte, wäre die Weidmannssprache, die hier geführt wird, unverständlich; denn nach altem Brauch haben die Grünröcke ihren eigenen Sprachschatz, der nach guter, alter Sitte immer noch hochgehalten wird. Vom Reichtum dieser

eigenartigen Sprache mag hier einiges Wenige erwähnt werden:

Der Jäger äsert (isst), er macht Gänge (Schritte), er schlägt oder backt die Flinte an und gibt Dampf. Er trägt dem Reh die Kugel an, trifft es aufs Blatt und gibt ihm den Fangschuss. Er bringt es zur Strecke und weidet es aus. (Magen und Eingeweide werden am Platze aus dem Körper entfernt.) Er lässt sich von seinem Kollegen den Bruch (Tannenzweig) auf den Hut stecken. Das männliche Reh heisst Bock, das weibliche



Entenjagd mit dem Vorstehhund

Geiss und das Junge Kitz. Den Kitzbock mit seinem ersten Gehörn (der Jäger spricht nicht Geweih) nennt man Spiesser, im nächsten Jahr Gabler, dann Sechserbock, braver oder guter Bock. Schmalreh bedeutet das einjährige Rehkalb, nach der Brunst Ricke. Die weisse Scheibe am Hinterteil heisst Spiegel. Der Bock schreckt (Angstschrei), die Ricke schmält oder fiept (Lockton) in der Brunstzeit. Das Reh hat Lichter (Augen), ein Geäse (Maul), einen Windfang (Nase). Die Zunge heisst Lecker, das Ohr Loser oder Lauscher und das Fell Haut. Es hat Läufe (nicht Beine). Es zieht zu Holz, es wechselt und wird flüchtig. Statt Blut sagt man Schweiss. Nach dem Schuss fällt es, setzt sich ins Wundbett und verendet. Der Hase hat Löffel (Ohren), Seher (Augen), Läufe (Füsse) und Wolle (Haare). Der Schwanz heisst Blume. Er sitzt im Lager (Sasse) und drückt sich (macht sich klein). Er fährt aus dem Lager, wenn ihn die Hunde stechen (erstes Lautwerden des Hundes, wenn der Hase das Lager verlässt). Diese geben Hals (bellen). Er aber schlägt Haken (plötzliche Wendungen). Beim Aesen hoppelt oder rutscht er und macht oft den Kegel (Männchen). Das Fuchsmännchen heisst Rüd, das Weibchen Fähe. Der Schwanz ist die Lunte oder Standarte. Der Fuchs schleicht, er schnürt oder wird flüchtig bei rascher

Gangart. Er bellt, keckert und klagt (bei Bauchschuss). Er steckt im Bau, der einen Kessel (Wochenstube) und Röhren (Gänge) hat. Er kriecht zu Bau und fährt aus ihm. Der Dachs besitzt eine Schwarte (Haut), seine Füße heissen Branten. Er bewohnt den Bau. Vor dem Hund verklüftet er sich. Er tragt zum Weiden und sticht nach Nahrung.

Und nun der Jäger. Nicht das grüne Hütchen mit dem kecken Birkhahnstoss oder dem protzigen Gembart, nicht die Lodenjoppe mit den Hirschhornknöpfen stempeln ihn zum Weidmann, sondern an seiner Gesinnung wird man den wahren Jäger erkennen. Er wird nicht planlos, aus krassem Egoismus, aus reiner Schiessfreude unter den Tieren wüten. Er soll bedenken, dass

alle Kreatur von Gott geschaffen ist, und dass das Tier an seinem Dasein hängt wie der Mensch, der als letztes Glied der Schöpfung die Verantwortung und Pflicht übernommen hat, die Geschöpfe zu schonen und ein mitfühlendes Herz für sie zu haben. Er darf sie auch nicht nach dem Maßstabe jägerischer Nützlichkeit oder Schädlichkeit bewerten; denn jegliches Getier versieht den ihm nach ehernen Naturgesetzen zugewiesenen Platz, und alle Störung wird sich früher oder später rächen. Der brave Weidmann wird bei allem Tun Mass und Ziel halten. Er wird sich nicht zum Naturschänder erniedrigen in Achtung vor Gott, seinen Mitmenschen und sich selbst. Nur ein solcher verdient die Ehre, sich Jäger nennen zu dürfen.

